

FRIEDENSPREIS

DES DEUTSCHEN BUCHHANDELS

David Grossman

2010

Reden anlässlich der Verleihung des
Friedenspreises des Deutschen Buchhandels 2010

Magris 2009
Kiefer 2008
Friedländer 2007
Lepénies 2006
Pamuk 2005
Esterházy 2004
Sontag 2003
Achebe 2002
Habermas 2001
Djebar 2000
Stern 1999
Walsen 1998
Kemal 1997
Vargas Llosa 1996
Schimmel 1995
Semprún 1994
Schorlemmer 1993
Oz 1992
Konrád 1991
Dedecius 1990
Havel 1989
Lenz 1988
Jonas 1987
Bartoszewski 1986
Kollek 1985
Paz 1984
Sperber 1983
Kennan 1982
Kopelew 1981
Cardenal 1980
Menuhin 1979
Lindgren 1978
Kołakowski 1977
Frisch 1976
Grosser 1975
Frère Roger 1974
The Club of Rome 1973
Korczak 1972
Dönhoff 1971
Myrdal 1970
Mitscherlich 1969
Senghor 1968
Bloch 1967
Bea/Visser 't Hooft 1966
Sachs 1965
Marcel 1964
Weizsäcker 1963
Tillich 1962
Radhakrishnan 1961
Gollancz 1960
Heuss 1959
Jaspers 1958
Wilder 1957
Schneider 1956
Hesse 1955
Burckhardt 1954
Buber 1953
Guardini 1952
Schweitzer 1951
Tau 1950

Urkundentext

Den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels
verleiht der Börsenverein im Jahr 2010

David Grossman

und ehrt damit den israelischen Schriftsteller, der sich aktiv für die Aussöhnung zwischen Israelis und Palästinensern einsetzt. In seinen Romanen, Essays und Erzählungen versucht er, nicht nur die eigene, sondern immer auch die Haltung der jeweils Andersdenkenden zu verstehen und zu beschreiben.

David Grossman gibt dem schwierigen Zusammenleben eine literarische Stimme, die in der Welt gehört wird. Seine Bücher zeigen, dass die Spirale von Gewalt, Hass und Vertreibung im Nahen Osten nur durch Zuhören, Zurückhaltung und die Kraft des Wortes beendet werden kann.

In seinem Hauptwerk „Eine Frau flieht vor einer Nachricht“ zeigt David Grossman die Bedeutung der Sprache für die Suche nach Identität und warnt vor ihrer zunehmenden Militarisierung. So bietet er inmitten einer Realität von Willkür, Zwang und Entfremdung Auswege aus dem jetzigen Zustand der Gesellschaft, die sich zwischen Krieg und Frieden befindet.

Börsenverein des Deutschen Buchhandels
Der Vorsteher

Gottfried Honnefelder

Frankfurt am Main, in der Paulskirche

10. Oktober 2010

Die Reden, die am 10. Oktober 2010 aus Anlass der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels an David Grossman in der Paulskirche zu Frankfurt am Main gehalten werden, sind urheberrechtlich geschützt. Die zweisprachige (deutsch/englisch) Broschüre mit den Reden von der Friedenspreisverleihung und weiteren Informationen zum Friedenspreisträger David Grossman erscheint Anfang November 2010 und kostet 12,90 €. Sie ist im Buchhandel erhältlich oder kann unter serviceline@mvb-online.de, 069/1306-550 bestellt werden.

Kontakt

Börsenverein des Deutschen Buchhandels
Geschäftsstelle Friedenspreis des Deutschen Buchhandels – Martin Schult
Schiffbauerdamm 5, 10117 Berlin
Tel. 030/2800 783-44, Fax 030/2800 783-50
Mail: m.schult@boev.de
Internet: www.friedenspreis-des-deutschen-buchhandels.de

Gottfried Honnefelder, Vorsteher des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels

Begrüßung

Zu den Urformen der menschlichen Kultur gehören Gabe und Gegengabe. Dabei ist nicht der Tausch von Waren gemeint, der dem bloßen Nutzen dient. Es ist die frei und aus dem Überfluss gegebene Gabe und ihre Antwort in Form der Gegengabe, mit der – so die Kulturanthropologen – die Kommunikation beginnt, die wir *Kultur* nennen. Denn in Gabe und Gegengabe treten Menschen einander gegenüber, ohne sich gegenseitig umzubringen, sie geben einander, ohne sich dem anderen zu opfern. Wo solches geschieht, wird der Kampf vom Frieden abgelöst. Denn um zu Gabe und Gegengabe fähig zu werden – so heißt es bei Marcel Mauss –, „mussten die Menschen es fertig bringen, die Speere nieder zu legen.“ Erst als König Arthur, so vermerkt die bretonische „Chronique d’Arthur“, das Wunderwerk seines Hofes erfand, entstand „die Tafelrunde, an der die Ritter sich nicht mehr schlugen“. An die Stelle der tödlichen Waffen treten Worte, an die Stelle des mörderischen Agons Gabe und Gegengabe.

Zu Recht hat man die Verleihung von Preisen mit dem Geschehen von Gabe und Gegengabe verglichen, wie sie Mauss beschrieben hat. Denn mit einem Preis werden dem Preisträger Ehre, Anerkennung und Respekt, ja Bewunderung und Verehrung, und nicht zuletzt der Preis selbst entgegen gebracht. Und nicht weniger empfängt der Stifter des Preises eine ‚Gabe‘. Auch er gewinnt Ansehen und Wertschätzung, Reputation und Prestige.

*

Als der Börsenverein des deutschen Buchhandels 1950 zum ersten Mal einen Preis in Form des Friedenspreises an Max Tau verlieh, war für den Börsenverein nicht nur die Gabe wichtig – enthielt sie doch nach einer Zeit schmachlicher Anpassung den Entschluss, sich mit der Stiftung eines Preises auf eine Kultur des Friedens zu verpflichten. Die Gegengabe war nicht weniger wichtig, bestand sie doch

darin, mit der Gabe jene Anerkennung wieder zu gewinnen, die den Börsenverein an die ‚Tafelrunde‘ zurückkehren ließ.

Der Tausch von Gabe und Gegengabe sind im Fall des Friedenspreises aber nur eine unvollständige Beschreibung. Denn die Gabe, die der Börsenverein dem Preisträger entgegen bringt, ist ja bereits eine Gegengabe – Gegengabe für das, was Leser, Buchmarkt und Gesellschaft dem jeweiligen Preisträger zu danken haben. *Er* ist der Urheber einer Gabe, die von den Empfangenden als Geschenk empfunden wird.

*

In diesem Jahr dankt der Börsenverein durch die Verleihung des Friedenspreises David Grossman für das, was er durch sein Werk und sein Wirken allen geschenkt hat, die an dem Anteil nehmen, um das es ihm geht, um die Sache des Friedens. David Grossmans Gabe ist wahrhaftig nicht gering. Denn er hat nicht weniger versucht, als mit der Kraft des Wortes und der Argumente auszuloten, welchen Weg es in der zerteilten und verminten Welt seiner Heimat überhaupt noch geben kann, um – mit Marcel Mauss’ Worten – „die Speere niederzulegen“.

Wo Argumente sich nicht mehr durchzusetzen vermögen, kommt dem Werk, das nichts anderes tut, als das Schicksal der betroffenen Menschen zu erzählen, ganz besondere Bedeutung zu. Eindrucksvoll und erschütternd lässt sich dies bei der Lektüre von Grossmans jüngstem großen Roman „Eine Frau flieht vor einer Nachricht“ erfahren. Die Ambivalenz der realen Welt, so zeigt der Roman, geht bis in die Worte: Denn Worte können Zeichen des Todes wie Zeichen des Lebens sein. Da ist auf der einen Seite das Wort, das einer Mutter den Tod ihres Sohnes im Krieg mitteilen will – ein Wort, das so endgültig wäre, dass die Mutter vor seiner drohenden Übermittlung nur noch fliehen kann. Und zugleich ist es wiederum das Wort, dem es gelingt, diese Flucht nicht im Nirgendwo enden zu lassen, und das sogar das Verstummen aufzubrechen vermag,

das Krieg und Folter beim mitwandernden Vater des Sohnes hinterlassen haben.

Dass die unlösbar erscheinenden Spannungen der Gegenwart nicht im wortlos gewordenen tödlichen Gegeneinander enden müssen, hat David Grossman nicht nur in immer neuen Anläufen mit Argumenten zu begründen versucht. Er hat seine Hoffnung im eigenen, persönlichen Handeln auf eine tief berührende Weise glaubhaft gemacht, hat ihn doch die Nachricht, dass unerwartet auch der

eigene Sohn den kriegerischen Konflikten zum Opfer fiel, bei der Arbeit an seinem großen Roman nicht zum Verstummen bringen können.

*

Damit wird *die* Gabe sichtbar, für die wir ihm mit der Überreichung des Friedenspreises danken wollen: für ein großes essayistisches und schriftstellerisches Werk – ein Werk, das von Hoffnung spricht, weil es sich weigert, dem Krieg in seinem Land, dem Krieg in aller Welt und dem Krieg in uns das letzte Wort zu überlassen.

Petra Roth, Oberbürgermeisterin der Stadt Frankfurt am Main

Begrüßung

Hier in der Paulskirche erleben wir bedeutende Reden und herausragende Ehrungen und doch, meine sehr verehrten Damen und Herren, ist es der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels, der seit nunmehr 60 Jahren eine ganz eigene Aura verströmt. Und dies bewirken die Preisträger. Nicht, weil sie in besonderer Weise für den Frieden eintreten, dies nehmen wir alle für uns in Anspruch, sondern weil sie eine Tugend und, ja ich nenne es ganz profan, ein Talent verkörpern, das uns allen, und da schließe ich meine Kaste der Politik mit ein, allzu oft verloren gegangen ist: die Kunst der Vermittlung, der Erläuterung, des Gedankens. Es ist die Kunst der vorurteilsfreien Kommunikation. Und so reiht sich, meine Damen und Herren, der diesjährige Friedenspreisträger 2010, David Grossman, zu Recht zu diesen ehrenwerten Persönlichkeiten.

*

Er ist ein Autor, bei dem sich schriftstellerische Arbeit und aktives Eintreten für eine friedliche Zukunft für Israelis und Araber miteinander verwoben haben und zu seinem Lebens- thema geworden sind. David Grossman dringt in die Tiefen dieses andauernden Ausnahmezustands vor, und er zeigt uns, was diese Anspannung aus Bedrohung, Militarisierung und Krieg mit Menschen und, in deren Summe, mit einer ganzen Gesellschaft macht. Er legt offen, dass auch der vermeintliche Sieger auf dem Schlachtfeld auf die Dauer zum Verlierer wird. Er zeigt, wie der Krieg sich in die Menschen hineinfrisst.

Der Leser kann sich in das Schicksal der Romanfiguren hineinversetzen und an ihrer Geschichte teilnehmen. Wir lernen, wie Menschen und ihre Gesellschaft mehr und mehr in der Logik eines Konflikts gefangen werden, der von Aktion und Reaktion bestimmt wird. Wir erfahren, wie der Wunsch nach Frieden und Normalität zunehmend davon überlagert wird, dass der Konfliktzustand selbst als Normalität empfunden wird. Bis am Ende ein Ausbruch aus der Logik des Krieges in eine solche des Friedens auf schier unüberwindbare Hindernisse zu stoßen scheint.

*

Genau hier wird die literarische Bearbeitung eines regionalen Konflikts zur Weltliteratur. David Grossman zeigt uns in seinen Texten wie durch seine eigene Biographie, dass es keine sinnvolle Alternative dazu gibt, allen Widerständen, Rückschlägen und Enttäuschungen zum Trotz weiterzumachen: weiter zu schreiben, immer wieder neu ansetzen, weiter nach Wegen zu suchen, um eines Tages aus dieser zerstörerischen Logik wieder in die Logik des friedlichen Umgangs zu finden.

*

Ich gratuliere dem Stiftungsrat zu seiner Wahl und, im Namen der Stadt Frankfurt am Main, beglückwünsche ich Sie, lieber David Grossman, zum Friedenspreis des Jahres 2010.

Joachim Gauck

Laudatio

Meine Damen und Herren,

ich wünschte, wir hätten einen unter uns, den ich von hier aus herzlich grüße und den ich am liebsten auch hier begrüßt hätte. Es ist der Friedensnobelpreisträger Liu Xiaobo.

Mein lieber hochverehrter David Grossman, groß ist unsere Freude darüber, dass Sie gekommen sind. Als Schriftsteller, als Institution, als Symbol der Friedensbewegung sind Sie uns und der Welt seit langem bekannt, aber heute haben wir das Glück, dem real existierenden David Grossman zu begegnen.

Es ist eine Begegnung, die wir ersehnt haben. Denn die Preisgeber und wir, die Festgäste, so prominent und geschmückt wir auch daherkommen mögen, sind insgeheim Dürstende. Immer in der Gefahr, in den Wüsten unserer Zeit zu verschmachten, sehnen wir uns nach Menschen, deren Denken, Reden und Schreiben uns hoffen lässt, die Zukunft könne Freiheit, Frieden und Recht bringen.

Der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels ehrt Menschen, die uns geben, wovon wir zu wenig haben – und mit Ihnen, lieber David Grossman, hat der Stiftungsrat einen dieser inspirierenden Menschen gefunden. Wir finden eine sprachliche Kraft in Ihnen, die wir bewundern. Aber mehr noch finden wir Unbestechlichkeit, Mut, die Bereitschaft zur unerschrockenen Wahrnehmung dessen, was ist, und den festen Willen, nicht aufzugeben, wo andere verzagen.

Deshalb danken wir Ihnen und gratulieren aus vollem Herzen!

*

Schriftsteller, so sagten Sie einmal, werde man vor allem durch den Drang, Geschichten erzählen zu wollen. Aber was so einfach klingt, gerät angesichts der politischen Realität in Israel unausweichlich in abgründige Gefilde. Wo täglich Tod und Verletzung drohen, stoßen Hass und Verzweiflung den Menschen leicht in die Aggression oder in die Apathie. Als Schriftstel-

ler, so sagten Sie daher auch, fühlten Sie sich aufgerufen, der Umklammerung der ‚politischen Lage‘ zu entgehen und das ‚Recht auf Individualität und Einzigartigkeit‘ zu reklamieren.

Sie wollen auf Fanatismus und Gewalt nicht mit Fanatismus und Gewalt reagieren und weigern sich beständig, die schäbige Uniform des Hasses zu tragen. Sie wollen sich aber auch nicht ohnmächtig einem ‚Schicksal‘ unterwerfen und setzen alles daran, immer wieder die innere Freiheit für einen eigenen und alternativen Weg zu gewinnen.

Dazu gehört eine innere Kraft, denn die militärische Bedrohung ist höchst real. Und auch wenn in gewissen Situationen militärische Stärke erforderlich sein mag, um die Bedrohung abzuwehren, wird zugleich viel zu leicht das als Normalität angesehen, was Sie beständig benennen: jener eklatante Mangel an Verständnis und Empathie.

Und so steht nun, liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger, ein Mann vor uns, dessen pure Existenz unserer ewigen Sorge, ob Leben gelingen kann, eine Antwort gibt. Darum macht uns die Begegnung auch glücklich. Denn indem wir diesem so besonderen Menschen begegnen, vermögen wir zu glauben, wozu auch wir fähig sind: Menschen sind nicht dazu verurteilt, Opfer ihrer Umstände zu sein. Menschen haben eine Wahl. Menschen können sich selbst noch angesichts von Willkür und Diktatur eine Bewegungsfreiheit schaffen. „Ich entdeckte“, schreiben Sie, „dass ich allein schon durch die Auseinandersetzung mit der Willkür Freiheit erlange – vielleicht die einzige, die ein Mensch vor irgendeiner Willkür hat –, die Freiheit, die Tragik seiner Lage in eigene Worte zu fassen, die Freiheit, sich auf eine andere, neue Weise zu definieren, dem die Stirn zu bieten, was einen knebelt und einen in das Korsett der Willkür zwingt.“

Mir ist dieser Gedanke sehr nahe. Denn als Bürger der DDR haben ich und viele andere Menschen im Osten Europas trotz Ohnmacht Ähnliches geschafft: Wir lebten ein wahres Leben im falschen.

Die meisten Deutschen haben nach den Exzessen von blinder Gefolgschaft und ideologischer Verblendung, nach Mord, Blutschuld, Schande und Verlust der Ehre dagestanden wie Verirrte in einer Wüste von Asche. Und um einer beschämenden inneren Einkehr zu entgehen, ließen Sie sich auch nach dem Krieg gleich wieder vom Zeitgeist einfangen. Nur wenige vermochten eine alte Erkenntnis aus der Asche zu bergen: nicht die Konformität mit den Vielen macht uns stark. Nicht die Konstruktion einer Realität, in der die Widersprüche verwischt, Teile ausgeblendet und Angst, Schmerz und Schuld verdrängt werden, macht uns glücklich. Was uns belebt und füllt, ist vielmehr die Offenheit gegenüber der Welt, die Bereitschaft, uns den Anderen zu öffnen und für den Anderen offen zu sein, ist auch die Bereitschaft, uns ehrlich mit allen Facetten des eigenen Ichs zu konfrontieren.

Ihre Literatur, David Grossman, ist Vorbild und Anleitung bei diesen Reisen zu den Anderen und zu uns selbst. Indem Sie uns mitnehmen in die Wirklichkeit Ihres Landes, nehmen Sie uns mit in die beängstigenden Gefühle von Verzweiflung, Depression, Hoffnungslosigkeit. Sie lassen uns aber auch teilhaben an dem Trost und dem Glück, wenn wir mit Ihnen erkennen dürfen: Nichts steht still, es gibt Auswege aus jeder Situation, es gibt heilende Erfahrung. Wir können neu denken und anders handeln lernen. Wir können tatsächlich gewinnen – durch innere Freiheit.

*

Lieber David Grossman, meine sehr verehrten Damen und Herren!

Es war eine große Schicksalsstunde für das jüdische Volk, als ihm die UNO 1947 einen eigenen Staat zusicherte. Als Amerika und die Sowjetunion gemeinsam gegen die englische Mandatsmacht standen, obwohl der Kalte Krieg zwischen den Blöcken schon begonnen hatte.

Schon vorher waren sie gekommen, die heutigen Bürger Israels, wenige legal, die meisten illegal, auf notdürftig hergerichteten Schiffen, oft von den Briten direkt vor der palästin-

sischen Küste aufgebracht. Flüchtlinge aus Europa, die den Krieg in den Konzentrationslagern, in der Sowjetunion, im Versteck, auf falschen Papieren oder in Partisaneneinheiten überlebt hatten. Juden aus den DP-Camps in Deutschland und Österreich, aus den Internierungslagern auf Zypern, aus Polen, aus Rumänien und Ungarn. Viele, die Zionisten nur aus Not geworden waren. Nicht alle mochten sich auf das umkämpfte Palästina freuen. Hätte man ihnen die Ausreise nach Amerika gestattet, so wären viele lieber dorthin gegangen. Viele kamen so in das Land zweiter Wahl, doch sie kamen. Das verstreute und dezimierte jüdische Volk wurde in der neuen Staatlichkeit zu einem WIR.

Wir alle brauchen so ein WIR: die Familie, den Ort, die Sprache, Kultur, Religion, Nation, den Staat, all das, was uns mit den Unseren verbindet und umso mehr Sicherheit verströmt, je ungefährdeter es ist. Diesem WIR sind wir verhaftet, wir mögen es verleugnen, verdrängen oder relativieren, aber was jeder Einzelne wird, ist schicksalhaft mit diesem WIR verbunden. Manchmal decken sich die Wünsche des Einzelnen mit den Wünschen und Sehnsüchten des WIR. „WIR sind das Volk“ riefen wir 1989 auf den Straßen, und schafften es, das alte System zu stürzen, Freiheit zu gewinnen und Deutschland zu vereinen. Uns war das Schicksal vor zwanzig Jahren geneigt. Endlich mochten und konnten wir frei und friedfertig sein, umgeben von friedfertigen Nachbarn.

Bei Israels Staatsgründung war das anders. „Wir haben 2000 Jahre auf diese Stunde gewartet“, sagte David Ben-Gurion in seiner Rede am 14. Mai 1948 „und nun ist es geschehen.“ Doch der endlich realisierte zionistische Traum war von der ersten Stunde an bedroht.

Seitdem steht das jüdische Volk in einem Kampf auf Leben und Tod: Wir oder sie? Werden wir ständig kämpfen müssen, um unser Existenzrecht zu sichern, oder wird es gelingen, eine Heimat zu schaffen, die mehr ist als Zuflucht und Festung?

„Wenn mein Land angegriffen wird“, las ich kürzlich in einem Interview mit einem israelischen Psychologen, „muss ich mich verteidigen, rechtfertigen, kämpfen, und kann mich selbst nicht mehr kritisch betrachten.“ In solchen Situationen gilt verstärkt ein altes Mantra: „If right or wrong – my country.“ So sagten es in

Deutschland viele Offiziere der Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg – und das in einem Land, das sich nicht verteidigte, sondern ausgezogen war, um andere zu unterdrücken. Israel sucht nach einem Nebeneinander und Miteinander von Völkern – und ist trotzdem mit der Frage von Schuld und Zumutbarkeit gegenüber den Anderen und der Frage der Loyalität gegenüber den Eigenen konfrontiert: Bin ich nicht zur bedingungslosen Loyalität gegenüber meinem Staat verpflichtet, weil ich sonst mit ihm untergehe? Muss ich also meine Söhne und Töchter in den Krieg ziehen lassen, selbst wenn es ein Krieg ist, den eine Regierung mit Mitteln führt, die ich nicht billige?

Als Avram, einer der beiden Hauptprotagonisten in David Grossmans letztem Roman „Eine Frau flieht vor einer Nachricht“, mit zerschundenem Körper, mit Prellungen, Quetschungen, Brüchen und Verbrennungen aus einem ägyptischen Gefängnis zurückkehrt, ist eine seiner ersten Fragen, als er aus einem komaähnlichen Zustand aufwacht:

„Gibt es, gibt es noch ... Israel?“

Und seiner Freundin Ora wurde der Mund trocken: „Dachtest du, dass nicht? Alles ist, wie es war, Avram, hast du gedacht, wir seien schon...“

An der schmalsten Stelle ist Israel 15 Kilometer breit. Es zählt nur einige wenige Millionen Einwohner. Israel ist nicht England und nicht Amerika. Israel, sagt Grossman, muss man *wollen*, wenn es bestehen soll. Doch Grossmans Loyalität ist keine kritiklose Unterordnung, Er und andere Intellektuelle in Israel zeigen, dass neben Solidarität Meinungsfreiheit, Disput, Demokratie und Recht erst den Staat ausmachen, der als verteidigungswert gilt. Für sie gilt, was Carl Schurz zugeschrieben wird, dem deutschen Revolutionär, der nach der Niederschlagung des badischen Aufstands 1848/49 nach Amerika auswanderte und dort als freier Mann eine Karriere als Politiker machte: “My country, right or wrong. If right – to be *kept* right; and if wrong – to be *set* right.” Ob richtig oder falsch – es ist mein Land. Handelt es richtig, muss es auf dem richtigen Pfad gehalten werden. Handelt es falsch, muss es auf den richtigen Pfad gebracht werden.

Loyalität und Kritik sind keine Gegensätze, recht verstandene Loyalität und Kritik bedingen

einander. Doch wäre es nur so einfach, wie es sich spricht!

*

David Grossman hat seinen ersten Sohn Jonathan in den Militärdienst ziehen lassen. David Grossman hat seinen zweiten Sohn Uri in den Militärdienst ziehen lassen. Uri war in den besetzten Gebieten eingesetzt, bei Patrouillen, in Hinterhalten, an den Checkpoints, im zweiten Libanon-Krieg. „Ich hatte damals das Gefühl, oder genauer gesagt die Hoffnung“, erklärte Grossman später, „dass das Buch, das ich schreibe, ihn schützen wird.“ Als könne er den Sohn am Leben erhalten, wenn er – wie Ora, die Mutter des jungen Soldaten im letzten Roman – pausenlos über ihn rede. Als könne er den Tod bannen, wenn er sich der Bedrohung offen stelle.

Wenige Stunden, bevor der zweite Libanon-Krieg 2006 zu Ende ging, kam Uri Grossman um. Sein Panzer wurde von einer Rakete getroffen. „Wenn einem so etwas passiert, will man Vergeltung, man hasst, ist verletzt, die ganze Gefühlspalette“, sagte Vater David. Aber dann spürte er, dass „immer, wenn ich dem Hass nachgab, ich mich meinem Sohn Uri nicht mehr nahe fühlte“.

Israel muss man *wollen*, sagt Grossman, aber auf eine Weise, die nicht mit Hass verbunden ist. Denn wenn die Politik sich nur an der Frage orientiert „Wir oder sie?“, wenn sie nur auf Sieg oder Niederlage setzt, wird noch der Sieg zur Ursache der nächsten Niederlage. Was auf Hass, Erniedrigung und Demütigung aufgebaut ist, wird Rache ernten. „Neinsagen“, sagt Grossman, „ist keine Politik, sondern nur eine mentale Fixierung“.

„Wenn Unversöhntes gegen Unversöhntes steht, werden zwei Menschen“, sagt Grossman, „die großzügig sind und sanft und moralisch, fast wie zwei Bestien. Sie werden zu Repräsentanten ihres Volks, und Repräsentanten neigen dazu, Dinge zu verteidigen, die sie gar nicht glauben, die sie sogar hassen.“

Die Frage ist: Schaffen wir es, der Falle zu entgehen und unser ICH auch in Krisensituationen nicht nur als Repräsentant des WIR zu begreifen? Haben wir den Mut, uns dem Anderen zu nähern, mit ihm solidarisch oder ihm treu zu bleiben, auch wenn unser WIR gekränkt, verletzt, bedroht ist und sich die Reihen schließen? Wie viel Kraft kostete es einem Serben

während des Kriegs in Jugoslawien, sich nicht von seiner kroatischen Ehefrau scheiden zu lassen? Und wie viel Kraft kostete es in der NS-Zeit, sich als ‚Arier‘ nicht von der jüdischen Ehefrau zu trennen?

Wohl kaum jemand von uns hier in der Paulskirche steht in der Zerreißprobe, eine doppelte Loyalität leben zu müssen. Grossmans so unbedingtes wie kritisches Ja zu Israel, dem Land, mit dem er sein eigenes wie das Leben seiner Kinder verbunden hat, lässt aber keinen Zweifel daran, dass sein Verständnis von Patriotismus nicht im Gegensatz steht zu seiner uneingeschränkten Bejahung der Menschenrechte, die den Respekt auch vor dem Anderen lehrt. Ein einfacher, und doch sehr schwer zu befolgender moralischer Imperativ.

Hat die jüdische Mutter Ora im Roman ihren palästinensischen Fahrer Sami nicht überfordert, als sie ihn beauftragte, sie und ihren Sohn in das Militärlager zu bringen, wo „die Aktion“ der Israelis gegen die Araber beginnen würde? „Er kommt um vor Angst“, erkannte Ora später, „wie konnte ich ihm das antun?“ Sami fürchtete die Autos der Juden um ihn herum, die das Liebste, was sie besaßen, zu einem gefährlichen Einsatz brachten - hätten sie ihn nicht für einen Selbstmordattentäter halten können? Und Sami fürchtete die Anklagen seiner Landsleute – stand er nicht im Verdacht, mit den Juden zu kollaborieren?

Es gibt sie glücklicherweise auf beiden Seiten, die Menschen, die Feindschaft, auch Hass und Groll auf die andere Gruppe überwinden und Brücken schlagen zum verfeindeten Gegenüber. Wir erinnern uns an den Palästinenser Ismail Khatib, dessen elfjähriger Sohn Achmed vom israelischen Militär im besetzten Westjordanland erschossen worden war. Khatib spendete die Organe des Sohnes und rettete damit fünf Kindern das Leben, die zur Nation seiner Feinde gehören.

Wir schauen auf den israelischen Psychologen, der jede Woche mehrere Stunden den Austausch mit seinen palästinensischen Studenten sucht. Und dem einer seiner Studenten bekannte: „Einst dachte ich, wie schade, dass Hitler nicht alle Juden umgebracht hat. Dann habe ich mit dir geredet und bin zusammen mit Juden nach Polen gefahren, um zu sehen, was geschehen ist.“ Der so gesprochen hat, wollte sich dem Leid des Anderen stellen. So konnte er ein Mitgefühl

entwickeln, das ihn erkennen ließ, wie tief die Angst vor Vernichtung in denen steckt, deren Übermachtgebaren ihm sonst als bloße Arroganz erschienen war.

Aber wie viele Menschen auf beiden Seiten sind imstande, den jeweils Anderen mitzudenken? Welche Chancen hat eine Friedenspolitik noch nach Jahren zunehmender Verhärtung?

„Klingt ja ganz schön“, schreibt Grossman, „mit Herzl zu sagen: ‚Wenn ihr wollt, ist es kein Märchen‘, - aber was, wenn einer nicht mehr will? Oder wenn einer zum Wollen keine Kraft mehr hat?“ Die größte Gefahr, sagt Grossman, zerstörerischer als die Bedrohung durch die Hamas, sei das „Dahinschwinden des israelischen Selbsterhaltungstriebes“. Wie lange kann man noch wollen, wenn man die Hoffnung verliert? Wie lange kann man durchhalten, wenn man sich allein gelassen fühlt und die Zahl der Freunde abnimmt?

Die Vereinigten Staaten gehörten zu den Freunden, erklärt Ora im Roman ihrem noch kleinen Sohn. Auch England zähle zu den Freunden. Über die übrigen Staaten Europas wischte ihr Finger auf der Landkarte aber nur noch grob hinweg. Und es versetzte mir einen Stich, dass WIR, dass Deutschland, in Grossmans Empfinden nicht zu den Freunden seines Landes gehören sollte.

Es war doch nicht allein der Philosemitismus meiner Generation, den Grossman bemerkt haben muss, es waren doch auch die vielfachen Bemühungen des westlichen Deutschland, deutsches Unrecht wieder gutzumachen. Und waren mit Generationsverzögerung Scham und Trauer nicht doch eingekehrt in unserem Land? Es waren doch Überlebende der Schoah zurückgekommen und Juden aus der Sowjetunion zugezogen. Deutschland – so denke ich – dürfte das letzte Land sein, das Israel Beistand und Solidarität aufkündigt.

Gerade weil uns Israel am Herzen liegt, gerade weil wir die Bedeutung von Heimat für ein Volk tief verstehen, das in der Diaspora verfolgt und schließlich von Deutschen sogar ausgerottet werden sollte, sehen wir uns in einer besonderen Pflicht, an seinem äußeren und inneren Frieden mitzuwirken.

Allerdings für Freundschaft gilt, was auch für Loyalität gilt: Kritik darf nicht als Gegensatz oder gar Feindschaft ausgelegt werden.

Freundschaft ist manchmal sogar ernsthafter und verlässlicher, wenn sie die Kritik am Freund nicht scheut. David Grossman weiß es, wir nicht immer. Seine Geneigtheit des Herzens zu dem Land, das man *wollen* muss, macht seinen Verstand und sein Verständnis für die Interessen der Anderen nicht taub. Ich bewundere diese Fähigkeit, ich wünsche mir diese verständige Güte in meinem Leben wie in die Herzen der Verzweifelten, Aggressiven und Suchenden in Israel und Palästina!

*

David Grossman ist durch die Schicksalsschläge nicht erstarrt, apathisch geworden, nicht paralysiert. Er hat seine Handlungsfreiheit behalten oder manchmal vielleicht auch wieder gewinnen müssen. Nach dem Tod des Sohnes, nach der Trauerwoche kehrte er zu seinem Roman zurück und schrieb sich hinein in einen Ausweg, in das weitere Leben. Verzweifeln ist ein Luxus, den David Grossman sich nicht erlauben kann.

Nach ihm hängt es von uns, den Menschen, ab, ob der Hass die Oberhand gewinnt: in uns, und letztlich auch im öffentlichen Raum. Oder ob die vielen und tiefen Verletzungen und Demütigungen zwischen verschiedenen Völkern überwunden werden können, weil Menschen in Dialog miteinander treten. Begegnung hilft. Dialog hilft. Dialog mit dem Fremden, Dialog mit sich selbst. Um nicht in Hass und Groll zu erstarren, um das Leid des Anderen zu erkennen und um im Anderen sich selbst zu begegnen.

Ich sehe David Grossman nicht als den Naiven, der meinen könnte, dass durch Brücken von Empathie und Verständnis Feindschaft total aufgelöst werden könnte. Aber selbst, wenn ihr nicht der Garaus gemacht werden kann, so kann ihr vielleicht doch eine Zeit des Moratoriums aufgezwungen werden, das die Suche nach dem Kompromiss, der den Frieden baut, bestärkt.

Es bleibt keine Alternative zum Dialog, zu Verhandlungen, zum Kompromiss. „Ich finde“, hatte bereits Ben-Gurion vor vielen Jahren gesagt, „dass nichts anderes übrig bleibt, als miteinander in die Zukunft zu gehen. Noch ist es zu früh, aber einmal werden wir einander vertrauen können.“

In diesem Geist wirkt David Grossman in Israel. Er erhält heute den Friedenspreis dafür, dass er sich unverdrossen weigert, Teil einer

Vergeltungsmechanik zu sein und in seinem Land Verantwortung selbst in ‚trüben‘ Zeiten trägt.

Es sind nicht wenige, besonders unter den Jungen, die überlegen, Israel heute den Rücken zu kehren, weil sie sich dem Land nicht mehr so verbunden fühlen wie die Menschen zu seiner Gründungszeit. Im Roman lässt Grossman den jungen Soldaten Ofer seiner Mutter ins Ohr flüstern: „Wenn ich umkomm, dann verlasst ihr das Land. Dann habt ihr hier nichts mehr verloren.“ Auch Grossman und seine Frau haben sich gefragt, was gewesen wäre, wenn sie das Land verlassen hätten. Doch sie haben sich entschieden zu bleiben. Denn „Israel“, sagt Grossman, „ist der einzige Ort auf der Erde, wo ich mich nicht als Fremder fühle. Ich betrachte es als Privileg, am Aufbau dieses Landes beteiligt zu sein. In der Mischna, der Basis des Talmud, heißt es: Wem ein Wunder widerfährt, der erkennt es nicht unbedingt als solches. „Ich“, sagt Grossman, „erkenne das Wunder: Wir Juden haben einen Staat.“

*

Wir rühmen und preisen heute jene, die nicht weichen, sondern stehen. Wir rühmen und preisen David Grossman als einen von ihnen.

Danke David.

Du stehst vor deinem Goliath, dem alltäglichen Hass – angetan nicht mal wie einst mit einer Steinschleuder.

Aber du bist David.

David Grossman

Dankesrede

Meine Damen und Herren,

lieber Herr Joachim Gauck, ich danke Ihnen für Ihre so bewegende Rede. Eine Rede wie diese, gehalten von einem Menschen wie Sie es sind, ist nicht nur ein Kompliment, es ist zugleich eine verpflichtende wie hilfreiche Erklärung, für die ich Ihnen danke.

Sehr geehrter Herr Bundespräsident, sehr geehrter Präsident von Weizsäcker, sehr geehrter Professor Gottfried Honnefelder, sehr geehrte Frau Petra Roth, sehr geehrter Herr Botschafter, über die große Ehre, die Sie mir hier heute zuteil werden lassen, bin ich sehr dankbar und bewegt.

Besonders möchte ich dem Stiftungsrat, der mich gewählt hat, und den früheren Friedenspreisträgern – Alfred Grosser, Karl Dedecius und Friedrich Schorlemmer – danken, die mich mit ihrer Anwesenheit beehren. Ich bin sicher, dass unter all den heute Anwesenden Sie am besten verstehen, was ich fühle, wenn ich hier stehe.

Zudem möchte ich meinen Eltern in Jerusalem danken, meiner Familie, meiner Frau Michal, die heute hier ist, und meinen Kindern, meinen Freunden, meiner Agentin, all den hingebungsvollen Verlegern, Lektoren und Übersetzern, die mir von allen auf der Welt am teuersten sind und meinen Lesern, meinen Lesern auf der ganzen Welt. Vielen Dank Ihnen allen.

*

Als ich anfang, das Buch „Eine Frau flieht vor einer Nachricht“ zu schreiben, wusste ich, ich wollte die Geschichte Israels erzählen, eines Landes, das sich seit über hundert Jahren – auch schon bevor es ein Staat wurde – im Kriegszustand befindet. Und ich wollte dies anhand der persönlichen, ganz privaten Geschichte vom Leben einer Familie tun.

Vielleicht stimmen Sie mir zu, dass das wirkliche, große Drama der Menschheit das Drama der Familie ist. Jeder und jede von uns ist

Teil eines solchen Dramas, denn wir alle wurden einmal in eine Familie geboren. Ich denke, die bedeutendsten Dinge in der Geschichte der Menschheit haben sich nicht auf Schlachtfeldern ereignet, nicht in den Sälen der Paläste oder den Fluren der Parlamente, sondern in Küchen, in Kinder- und Schlafzimmern.

In meinem Buch wollte ich zeigen, wie der Konflikt im Nahen Osten und seine ganze Brutalität in die so zarte und verletzbare Blase des Familienlebens ausstrahlt und – unausweichlich – deren innerstes Gewebe verändert.

Ich versuchte zu erzählen, welche Anstrengungen Menschen, die in diesem, oder auch in jedem anderen anhaltenden gewalttätigen Konflikt gefangen sind, unternehmen, um in einer von Härte, Grausamkeit und Gleichgültigkeit bestimmten Situation, in der alles darauf angelegt ist, das Gesicht des Einzelnen auszulöschen, das komplexe feine Geflecht menschlicher Beziehungen, Sensibilität, Zartheit und Mitgefühl zu bewahren. Der Versuch, mitten im Krieg an all dem festzuhalten, erscheint mir wie das Vorhaben, mit einer Kerze in der Hand durch einen gewaltigen Sturm zu gehen. Erlauben Sie mir, Sie jetzt in diesen Sturm mitzunehmen, mit der Kerze in der Hand.

Wenn Sie mich im Zusammenhang mit dem israelisch-palästinensischen Konflikt nach meinem größten Wunsch fragen würden, würde ich natürlich sagen, dass er gelöst wird, dass Frieden herrscht. Doch dann würden Sie vielleicht weiterfragen: „Gehen wir davon aus, das geschieht noch lange nicht, *was wäre* bis dahin Ihr größter Wunsch?“

Nach einem Schmerz, den ich wegen dieser Annahme in Ihrer Frage sicher spüren würde, würde ich antworten: Ich würde gern lernen, mich all dem Entsetzlichen, all dem Unrecht, das dieser Konflikt uns im Großen und im Kleinen

jeden Tag beschert, so weit wie möglich auszusetzen. Mich nicht davor zu verschließen, mich nicht zu schützen; nicht aufzuhören, mich von ihm verletzen zu lassen.

In einem andauernden Konflikt wie diesem Mensch zu sein, bedeutet für mich vor allem: Hinschauen. Die Augen offenhalten, die ganze Zeit, so gut ich kann. Nicht immer habe ich die seelische Kraft dazu, aber ich weiß, ich muss darauf bestehen, zumindest zu wissen, was passiert, welche Dinge in meinem Namen getan werden, an denen ich, so sehr ich sie auch ablehne, dennoch beteiligt bin. Ich muss diese Dinge *sehen*, um zu reagieren, um mir und anderen zu sagen und aufzuschreiben, was ich ihnen gegenüber empfinde. Ich muss sie beim Namen nennen, mit meinen Worten, und darf mich nicht von den Wörtern und Formulierungen verführen lassen, meine Regierung, meine Armee, die Medien in meinem Land und außerhalb meines Landes, oder meine eigenen Ängste – oder auch mein Feind – mir diktieren wollen.

Und, was manchmal das Schwerste ist, auch wenn es trivial klingt: nicht vergessen. Der mir da gegenüber steht, mein heutiger Feind, der mich hasst und mich als Bedrohung seines Lebens sieht, ist auch ein Mensch; mit seiner Familie und seinen Kindern, mit seiner Auffassung von Gerechtigkeit und seinen Hoffnungen, mit seiner Verzweiflung und seinen Ängsten, mit seinem blinden Fleck.

*

Sie verleihen mir heute den ehrenvollen ‚Friedenspreis‘. Ich möchte über Frieden reden, es ist lebensnotwendig, über Frieden zu reden. Zum Gespräch über den Frieden muss man immer wieder auffordern und, wie bei einer Massage, das Bewusstsein bei beiden, Israelis und Palästinensern hervorholen. Es ist wichtig, an diesem verzweifelten und paralysierten Bewusstsein von Israelis und Palästinensern regelmäßig intensive Wiederbelebungsversuche vorzunehmen, da in ihren Augen das Wort „Schalom“ schon beinahe gleichbedeutend ist mit einer Illusion oder Halluzination, wenn nicht gar mit einer Todesfalle.

Denn nach hundert Jahren Krieg, nach Jahrzehnten des Terrors und der Besatzung, glauben viele, zu viele Israelis und Palästinenser nicht mehr an die Möglichkeit oder die Option eines wirklichen Friedens – genau wie Sie sich

vielleicht nicht mehr erinnern oder vorstellen können, was Krieg bedeutet. Sie wagen noch nicht einmal sich vorzustellen, wie ein Leben in Frieden aussehen könnte. Die meisten haben sich insgeheim damit abgefunden, dass es wohl so etwas wie ein Fatum gibt, welches sie alle dazu verurteilt, in endlosen Zyklen von Gewalt und Mord zu leben.

Wer aber die Möglichkeit des Friedens aufgegeben hat, ist schon geschlagen. Er hat das Schicksal des anhaltenden Krieges im Grunde über sich selbst verhängt. Manchmal muss man – und ganz gewiss von dieser ehrwürdigen Bühne – an das so Selbstverständliche erinnern, weil es eben nicht immer selbstverständlich scheint: Beide Seiten, Israel und die Palästinenser, haben Recht auf ein Leben in Frieden, ohne Besatzung, ohne Terror und Hass. Beide Seiten haben ein Recht, als einzelne und als selbständige Völker in ihrem souveränen Staat in Würde zu leben und von den Wunden zu genesen, die hundert Jahre Krieg ihnen geschlagen haben. Sie haben nicht nur ein Recht auf Frieden; sie sind – beide – existenziell auf Frieden angewiesen.

Über die Hoffnungen der Palästinenser in Bezug auf den Frieden kann ich nicht sprechen. Ich habe kein Recht, ihre Träume zu träumen. Das müssen sie selbst tun. Ich kann ihnen nur von ganzem Herzen wünschen, dass sie, nach der über Generationen andauernden Unfreiheit durch die Besatzung von Türken, Engländern, Ägyptern, Jordanern und Israelis schon bald ein solches Leben der Freiheit und der Souveränität kennenlernen werden. Dass sie ihre Nation und ihren Staat als Demokratie errichten und ihre Kinder ohne Angst aufziehen können. Dass ihnen zuteil wird, was ein ruhiges Leben in Frieden einem jeden Menschen zu bieten hat.

Über *meine* Hoffnungen als Israeli und als Jude jedoch kann und darf ich reden.

‚Friede‘ ist für mich nicht nur die Definition eines Zustands, in dem der Krieg mit all seinen Schrecken zu Ende sein und Israel umfassende und gute Beziehungen mit seinen Nachbarn haben wird. Das ist wichtig und existentiell, doch für mich und für Israel ist es nicht das Entscheidende. Das Entscheidende ist, dass wirklicher Friede für Israel die Aussicht bedeutet, in der Welt auf eine neue Art leben zu können. Die Aussicht, dass Israel nach und nach von den

Verheerungen durch nahezu 2000 Jahre Exil, Verfolgung und Dämonisierung genesen wird. Vorausgesetzt, dieser zerbrechliche Friede wird tatsächlich andauern, Israel wird seine Existenz festigen und sein großes menschliches, geistiges und kulturelles Potenzial verwirklichen, dann würde jenes Gefühl existenzieller Fremdheit, existenzieller Einsamkeit, vergehen, das den jüdischen Menschen und das jüdische Volk unter den anderen Völkern immer begleitet hat.

Wenn es Frieden gäbe, hätte Israel endlich *Grenzen*. Das ist nicht trivial, schon gar nicht für ein Volk, das die meiste Zeit seines Bestehens verstreut unter anderen Völkern gelebt hat, und die meisten Katastrophen in seiner Geschichte eben aufgrund dieses Umstands erleben musste. Stellen Sie sich vor: Auch nach 62 Jahren hat Israel noch immer keine festen Grenzen. Seine Grenzen verschieben sich etwa alle zehn Jahre, weiten sich aus oder werden zurückgedrängt, mal unseretwegen, mal wegen unserer Nachbarn. Wer keine klaren Grenzen hat, gleicht einem, in dessen Haus die Wände sich fortwährend bewegen; einem, der keinen festen Boden unter den Füßen spürt. Einem, der kein wirkliches Zuhause hat.

Trotz seiner großen militärischen Stärke ist es Israel noch immer nicht gelungen, seinen Bürgern jenes natürliche, entspannte Gefühl zu geben, das ein Mensch hat, der sicher in seinem Land wohnt. Es ist – und das ist tragisch – Israel nicht gelungen, den jüdischen Menschen von seiner bitteren Grunderfahrung zu heilen: dem Gefühl, auf der Welt heimatlos zu sein.

Israel wurde errichtet, *damit der jüdische Mensch und das jüdische Volk eine Heimstätte bekommen sollten*. Dies war die große Vision, die zur Schaffung des Staates Israel führte. Doch so lange es keinen Frieden und keine anerkannten festen Grenzen und kein wirkliches Gefühl der Sicherheit gibt, werden wir Israelis hier nicht das Zuhause haben, das uns gebührt und das wir brauchen, *so lange werden wir uns in der Welt nicht beheimatet fühlen*.

Sie spüren wahrscheinlich: Bestimmte Worte bekommen, wenn sie von einem jüdischen Menschen und einem Israeli in Deutschland gesagt werden, einen anderen Resonanzraum als anderswo auf der Welt. Das, wovon ich rede, die von mir verwendeten Worte und der Pulsschlag des Erinnerens, den sie wecken, kommen aus der Wunde der Schoah und werfen ihr

Echo zurück. Viele Dinge, die sich in Israel ereignen – sei es im privatesten Bereich, im Verhältnis des Menschen zu seinem eigenen Leben, zu seiner Familie und seinen Freunden, oder sei es im öffentlichen Bereich, im politischen und militärischen – stehen in diesem belasteten Dialog mit der Schoah und damit, wie die Schoah das jüdische und das israelische Bewusstsein geprägt hat. Und auch, was ich gerade hier in der Paulskirche sage, in der 1848 das erste in Deutschland frei gewählte Parlament tagte, welches das Fundament für die Demokratie legte, auch das kehrt, wie eine Brieftaube aus der Schoah, immer wieder ‚dorthin‘ zurück.

Ohne unangebrachte Vergleiche zwischen völlig unterschiedlichen historischen Situationen anzustellen, mache ich mir klar, dass man gerade hier in Deutschland auch sehen kann, wie sich ein Volk nicht nur von der physischen Zerstörung erholt, sondern wie es von dem Ort, an dem die Menschlichkeit selbst zerbrochen wurde und all ihre Grenzen und Hemmungen übertreten und eingerissen wurden, aufgebrochen ist. Wie es noch einmal neu beginnt, sich auf ethische und demokratische Werte verpflichtet und seine Jugend zu einer Weltsicht des Friedens erzieht.

Kehren wir zurück zu unserer Situation im Nahen Osten: Nur Frieden könnte Israel von der tiefen Sorge seiner Bürger heilen, ob sie und ihre Nachkommen überhaupt eine Aussicht auf *Zukunft* haben. Ich denke, kein anderes Land auf der Welt lebt in einer so permanenten existenziellen Angst. Wenn Sie in einer deutschen Zeitung lesen, dass Deutschland staatliche Projekte für das Jahr 2030 plant, erscheint Ihnen das völlig normal und logisch. Kein Israeli würde so weitreichende Pläne machen. Wenn ich an Israel im Jahr 2030 denke, zuckt etwas in mir zusammen, als habe ich, indem ich es wage, mir ein so großes ‚Stück‘ Zukunft zu erlauben, ein Tabu gebrochen...

Nur Frieden wird Israel ein Zuhause und eine Zukunft geben. Und nur Frieden wird es uns, den Israelis, ermöglichen, etwas zu erleben, was wir überhaupt nicht kennen: *Das Gefühl einer stabilen Existenz*.

Wer die meiste Zeit seiner Geschichte ent wurzelt und auf stetiger Wanderschaft lebte, wer immer wieder verfolgt und vertrieben wurde, der schwebt zwischen Existenz und Auslöschung. Wer schon Tausende von Jahren so lebt, kann sich nach einer sicheren Existenz nur sehnen.

Nach dem Gefühl, dass die Existenz seines Volkes in seinem Land sicher sei, dass es in seiner Erde verwurzelt sei, dass seine Grenzen geschützt und von der internationalen Gemeinschaft anerkannt sind. Dass seine Nachbarn es in ihrem Kreis akzeptieren, mit ihm Beziehungen knüpfen und es in das Geflecht ihres Lebens mit einweben. Dass es eine Zukunft hat. Dass es einen Ort hat auf der Welt.

In den vergangenen Tagen habe ich die Erklärungen der israelischen und palästinensischen Führer verfolgt und ich spürte die Bitterkeit, mit der sie an die hoffentlich wirklich ernst gemeinten Friedensverhandlungen herangehen. Ich möchte sie daran erinnern, dass weder Israel noch Palästina eine Heimat, eine sichere Zukunft und eine stabile Existenz haben werden, wenn ihr Gegenüber nicht genau dasselbe haben kann. In diesem Sinne sind die beiden Völker aneinander gebunden. Sie sind auf tiefe und zugleich fatale Weise miteinander verwoben und nur wenn sie das begreifend, werden sie wirklich in der Lage sein, den Prozess wiederzubeleben.

Ich stehe hier und rede mit Ihnen über Frieden. Ist das nicht merkwürdig. Ich, der ich in meinem ganzen Leben noch keinen Augenblick wirklichen Friedens erlebt habe. Doch ich weiß etwas über Krieg. Deshalb denke ich, habe ich das Recht, hier über Frieden zu reden.

Schon viele Jahre spielen sich mein Leben und meine Bücher ununterbrochen in dieser Mischung aus Krieg und der Angst vor ihm und seinen Folgen ab, in einer Mischung aus Angst um Israel, Angst um meine Lieben, die hier leben, und dem Kampf um das Recht, in einem Zustand, in dem der Einzelne immer wieder durch den Krieg konfisziert und verstaatlicht wird, unheroisch und intim ein ganz privates Leben zu führen: der Sturm und die Kerze.

Je mehr ich erfahre, in welchen Tiefen dieses Leben-im-Krieg einen zerstört und korrumpiert, umso drängender wird mein Bedürfnis zu schreiben. Das ist mein Weg, auf meine Individualität zu pochen, auf mein Recht, „ich“ und nicht „wir“ zu sagen.

Es liegt im Wesen des Krieges, dass er die Nuancen, die die Besonderheit eines Menschen ausmachen, und das einmalige Wunder, das jeder Mensch darstellt, auslöscht. Und mit derselben Brutalität leugnet er auch die Ähnlichkeit der Menschen und alles, was sie als Mitwirkende

am menschlichen Schicksal verbindet.

Das genaue Gegenteil von all dem geschieht in der Literatur, und zwar nicht nur beim Schreiben, sondern auch beim Lesen. Literatur ist die völlige Hingabe an den Einzelnen, an sein Recht, Individuum zu sein, und ebenso an seine Schicksalsgemeinschaft mit der gesamten Menschheit. Literatur ist ein Ausdruck des Staunens über das Geheimnis des Menschen, seine Komplexität, seinen Reichtum und seine Schatten.

Wenn ich schreibe, versuche ich mit aller Kraft, die Gestalten in meiner Geschichte aus ihrer anfänglichen Fremdheit und Vagheit herauszuholen, sie aus ihrer Umklammerung durch Stereotypen, aus gängigen Klischees und Vorurteilen zu befreien. Wenn ich eine Geschichte schreibe, kämpfe ich – manchmal über Jahre – darum, alle Seiten einer menschlichen Figur zu verstehen, *sie zu sein*. Den anderen aus sich selbst heraus zu verstehen. Die Art und Weise, wie ein Schriftsteller mit all seinen Sinnen, den Gefühlen und Empfindungen einer Figur, die er schafft, lauscht, hat etwas Zartes, geradezu Mütterliches. In seiner Bereitschaft, sich der Figur, über die er schreibt, schutzlos hinzugeben und ihr Mund zu sein, vergisst er, sich selbst zu schützen. Vielleicht ist dies der große Beitrag der Literatur für diejenigen, die im Krieg leben, und für jeden, der im Exil, in Fremdheit, Diskriminierung oder Armut lebt; in dem Gefühl, dass sein Ich dauernd ausgelöscht wird. Die Literatur vermag es, uns allen unser Menschengesicht zurückzugeben.

*

Meine Damen und Herren,

ich sprach zu Anfang meiner Rede von meinem Ausgangspunkt beim Schreiben des Buches „Eine Frau flieht vor einer Nachricht“. Vielleicht wissen Sie, es erzählt von einem israelischen Soldaten, der in den Krieg zieht, und dessen Mutter, gepackt von der Angst um sein Schicksal, von Zuhause flieht, damit die schreckliche Nachricht, falls sie denn kommt, sie nicht erreichen kann.

Drei Jahre und drei Monate nachdem ich mit dem Schreiben begonnen hatte, brach der zweite Libanonkrieg aus. Er begann mit einem überraschenden Angriff der Hisbollah auf eine israelische Militärpatrouille auf israelischem Gebiet. Am Abend des 12. August 2006, wenige Stunden vor dem Ende des Krieges, starb mein

Sohn Uri zusammen mit den drei Männern seiner Panzerbesatzung durch eine Rakete der Hisbollah. Gerne würde ich Ihnen von Uri erzählen, aber das kann ich nicht. Nur so viel: Stellen Sie sich einen jungen Mann am Anfang seines Lebensweges vor, mit all seinen Hoffnungen, seinem Feuer, seiner Lebensfreude, mit der Arglosigkeit, dem Humor, den Wünschen eines jungen Mannes. So war er. Und so waren Tausende und Abertausende anderer Israelis, Palästinenser, Libanesen, Syrer, Jordanier und Ägypter, die ihr Leben in diesem Konflikt verloren haben und weiterhin verlieren.

Einen Tag nach dem Ende der Trauerwoche kehrte ich an den Schreibtisch zurück und schrieb mein Buch weiter.

Wenn einem Menschen ein Unglück widerfährt, hat er das Gefühl, im Exil zu sein. Er wurde vertrieben von allem, worauf er früher vertraute und baute, von allem, was er glaubte, von der gesamten Geschichte seines Lebens. Plötzlich ist für ihn nichts mehr selbstverständlich.

Für mich war die Rückkehr zum Schreiben nach dem Unglück eine instinktive Reaktion. Ich hatte das Gefühl, das Schreiben könnte der Weg sein, auf dem ich – in gewissem Sinne – aus dem Exil zurückkehren würde.

Ich kehrte zum Schreiben zurück. Zurück zu meiner Geschichte, die auf merkwürdige Weise einer der wenigen Orte in meinem Leben war, die ich noch verstehen konnte. Ich setzte mich an meinen Schreibtisch und begann, die zerrissenen Fäden in meiner Geschichte wieder miteinander zu verknüpfen. Nach einigen Wochen spürte ich zum ersten Mal und mit einem gewissen abgründigen Staunen wieder die Lust am Schreiben. Da ertappte ich mich plötzlich dabei, wie ich wieder stundenlang nach dem richtigen Wort für ein bestimmtes Gefühl suchte, das ich beschrieb. Ich merkte, ich war nicht bereit, mich mit einem anderen Wort zu begnügen, das nicht exakt die ganze Bandbreite dieses Gefühls wiedergab. Für einige Augenblicke staunte ich sogar, dass etwas so Geringfügiges mich überhaupt beschäftigte, während um mich herum die Welt untergegangen war. Doch als ich das richtige Wort gefunden hatte, empfand ich eine Befriedigung, von der ich geglaubt hatte, ich würde sie nie mehr im Leben empfinden können: das Gefühl, in dieser chaotischen Welt eine Sache so zu machen, wie

sie gemacht werden muss. Immer wieder kam ich mir vor wie ein Mensch nach einem Erdbeben: Er kriecht aus den Trümmern seines Hauses, schaut sich um, setzt sich auf die Erde und beginnt, wieder Steine aufeinanderzulegen.

Da saß ich und schrieb. Langsam kehrte die Lust an der Phantasie und am Erfinden zurück, und auch der Spieltrieb, der jedem kreativen Schaffen innewohnt. Ich erfand Gestalten, hauchte ihnen Leben, Wärme und Phantasie ein, die ich nicht mehr in mir vermutet hatte. Ich gab ihnen eine Realität und einen Alltag. Ich entdeckte in mir wieder den Wunsch, alle Nuancen eines Gefühls, einer Realität, alle Feinheiten einer Beziehung zu berühren und mich nicht vor dem Schmerz zu fürchten, den solche Berührung manchmal hervorruft.

Wieder entdeckte ich, dass das Schreiben für mich der beste Weg ist, gegen Willkür zu kämpfen – gegen jedwede Willkür – und gegen das Gefühl, ihr hilflos, als Opfer ausgeliefert zu sein. Ich habe gelernt: Es gibt Situationen, in denen die einzige Freiheit, die einem bleibt, die des Beschreibens ist: Die Freiheit, mit eigenen Worten das Schicksal zu beschreiben, das über einen verhängt ist. Manchmal kann dies auch der Weg sein, aus seinem Opferdasein herauszukommen.

Das trifft auf den einzelnen Menschen zu, aber auch auf Gesellschaften und Völker. Ich wünsche mir, dass mein Land, Israel, die Kraft finden wird, seine Geschichte noch einmal neu zu schreiben. Dass es lernen wird, seiner Geschichte und seiner Tragödie auf eine neue Art und Weise zu begegnen und sich aus ihr heraus noch einmal neu zu erschaffen. Dass wir die erforderlichen Seelenkräfte finden, um die wirklichen Gefahren, die auf uns lauern, von dem gewaltigen Nachhall der Unglücke und Tragödien, die uns in der Vergangenheit heimsuchten, zu unterscheiden. Auf dass wir nicht mehr Opfer werden, nicht unserer Feinde und nicht unserer eigenen Ängste.

Auf dass wir endlich nach Hause kommen.

Herzlichen Dank und Schalom.

(Aus dem Hebräischen von Anne Birkenhauer)

Die Friedenspreisträger des Deutschen Buchhandels und ihre Laudatoren

1950	Max Tau – Adolf Grimme	1980	Ernesto Cardenal – Johann Baptist Metz
1951	Albert Schweitzer – Theodor Heuss	1981	Lew Kopelew – Marion Gräfin Dönhoff
1952	Romano Guardini – Ernst Reuter	1982	George Kennan – Carl F. von Weizsäcker
1953	Martin Buber – Albrecht Goes	1883	Manès Sperber – Siegfried Lenz
1954	Carl J. Burckhardt – Theodor Heuss	1984	Octavio Paz – Richard von Weizsäcker
1955	Hermann Hesse – Richard Benz	1985	Teddy Kollek – Manfred Rommel
1956	Reinhold Schneider – Werner Bergengruen	1986	Władysław Bartoszewski – Hans Maier
1957	Thornton Wilder – Carl J. Burckhardt	1987	Hans Jonas – Robert Spaemann
1958	Karl Jaspers – Hannah Arendt	1988	Siegfried Lenz – Yohanan Meroz
1959	Theodor Heuss – Benno Reifenberg	1989	Václav Havel – André Glucksmann
1960	Victor Gollancz - Heinrich Lübke	1990	Karl Dedecius – Heinrich Olschowsky
1961	Sarvepalli Radhakrishnan – Ernst Benz	1991	György Konrád – Jorge Semprún
1962	Paul Tillich – Otto Dibelius	1992	Amos Oz – Siegfried Lenz
1963	Carl F. von Weizsäcker – Georg Picht	1993	Friedrich Schorlemmer – Richard von Weizsäcker
1964	Gabriel Marcel – Carlo Schmid	1994	Jorge Semprún – Wolf Lepenies
1965	Nelly Sachs – Werner Weber	1995	Annemarie Schimmel – Roman Herzog
1966	Augustin Kardinal Bea/ W.A. Visser 't Hooft – Paul Mikat	1996	Mario Vargas Llosa – Jorge Semprún
1967	Ernst Bloch – Werner Maihofer	1997	Yaşar Kemal – Günter Grass
1968	Léopold Sédar Senghor – François Bondy	1998	Martin Walser – Frank Schirrmacher
1969	Alexander Mitscherlich – Heinz Kohut	1999	Fritz Stern – Bronislaw Geremek
1970	Alva und Gunnar Myrdal – Karl Kaiser	2000	Assia Djebar – Barbara Frischmuth
1971	Marion Gräfin Dönhoff – Alfred Grosser	2001	Jürgen Habermas – Jan Philipp Reemtsma
1972	Janusz Korczak – Hartmut von Hentig	2002	Chinua Achebe – Theodor Berchem
1973	The Club of Rome – Nello Celio	2003	Susan Sontag – Ivan Nagel
1974	Frère Roger – (keine Laudatio)	2004	Péter Esterházy – Michael Naumann
1975	Alfred Grosser – Paul Frank	2005	Orhan Pamuk – Joachim Sartorius
1976	Max Frisch – Hartmut von Hentig	2006	Wolf Lepenies – Andrei Pleşu
1977	Leszek Kołakowski – Gesine Schwan	2007	Saul Friedländer – Wolfgang Frühwald
1978	Astrid Lindgren – Hans-Christian Kirsch, Gerold Ummo Becker	2008	Anselm Kiefer – Werner Spies
1979	Yehudi Menuhin – Pierre Bertaux	2009	Claudio Magris – Karl Schlögel
		2010	David Grossman – Joachim Gauck